



Bernhard Jussen, *Das Geschenk des Orest. Eine Geschichte des nachrömischen Europa 526–1535*. München, C. H. Beck 2023. 480 S. 43 Abb.

Besprochen von Christoph Mauntel:
Osnabrück, cmauntel@uni-osnabrueck.de

Wer ist eigentlich Orest? Der Titel von Bernhard JUSSENS Buch irritiert, und soll es wohl auch. Es geht dem Frankfurter Mittelalterhistoriker um eine mehrfache Neuperspektivierung dessen, was wir etwas hilflos ‚Mittelalter‘ nennen – einen Begriff, den JUSSEN schon länger kritisiert. Als Alternative stellt er nun das ‚nachrömische (lateinische) Europa‘ vor, eine Epoche, die sich nicht aus der Abgrenzung von der untergehenden Antike ergibt, sondern aus deren Transformationen. JUSSEN datiert diese Zeit von 526 bis 1535, was allerdings verdächtig konventionell anmutet.

Die Begründung der sehr spezifischen Datierung ist nur durch JUSSENS Vorgehen erklärbar: Das Buch nimmt nicht klassische Quellengattungen wie Urkunden und Chroniken in den Blick, um eine Geschichte von Königen und Kaisern zu erzählen. Vielmehr orientiert es sich an „Material aus dem Feld ästhetischer Kommunikation“ (19): Grabsteine, Miniaturen, Statuen, Münzen. Eine Geschichte des ‚Mittelalters‘ aus Objekt- und Bildquellen heraus zu entwickeln, ist in der Tat ein innovativer Ansatz, der gerade aus der interdisziplinären Perspektive interessant ist.

Einzelne Objekte leiten stellvertretend größere Kapitel ein, die fundamentale soziale, religiöse und politische Transformationen der Gesellschaft aufzeigen: Ein auf ca. 530 zu datierender Grabstein verweist auf die langsame Durchsetzung christlicher Moralvorstellungen; eine von einem der letzten namentlich bekannten Konsuln Roms (dem besagten Orest) als Geschenk in Auftrag gegebene Elfenbeintafel (ebenfalls um 530) steht sinnbildlich für die Abwicklung des alten politischen Systems Roms; der St. Galler Klosterplan (um 820) leitet eine Reflexion über ideelle monastische Lebenswelten ein; der allegorische Freskenzyklus der guten und der schlechten Regierung im Palazzo Pubblico in Siena (1337–39) dient

als Einstieg in die Welt der städtischen Selbstverwaltung; und das Frontispiz der ersten gedruckten englischsprachigen Bibel (1535) aus der Hand von Hans Holbein führt in die Umbrüche (und Bildwelten) der Reformation ein.

Brilliant ist JUSSENS Zugriff besonders dann, wenn er kritisch den bisherigen Bildgebrauch der historischen Zunft hinterfragt: Zu oft würden in Publikationen die ‚falschen‘ Bilder genutzt. Treffend ist etwa JUSSENS Kritik am Gebrauch von Abbildungen sakralisierter Herrscher aus Evangeliaren, die zwischen 850 und 1050 als exzentrische Sonderfälle fassbar seien. Repräsentativ im Sinne einer breitenwirksamen Selbstdarstellung von Herrschern seien dagegen vielmehr Siegel und Münzen. Diese würden interessanterweise größtenteils ohne sakrale Überhöhungen der abgebildeten Könige auskommen. Dieser Befund wird gekonnt mit einem vergleichenden Blick auf die Repräsentationskultur der römisch-byzantinischen Kaiser kontrastiert, die Gott für ihre Selbstdarstellung deutlicher stärker in Anspruch nahmen. Das Kapitel über „das echte Bild des Herrn“ (83–161) klärt Perspektiven und Fragen der Repräsentativität, regt damit zum Nach- und Umdenken an und ist ein Glanzstück des Buches.

Nicht immer kann JUSSEN derart überzeugen. Das Buch bietet, anders als der Titel suggeriert, keine Geschichte der Zeit zwischen dem 5. und 15. Jahrhundert, sondern wählt Episoden und Themen aus. Ein Anliegen ist JUSSEN etwa der Blick auf das Funktionieren von Verwandtschaftsbeziehungen, die durch die Durchsetzung christlicher Moralvorstellungen einen tiefgreifenden Wandel erfuhren: Als die christliche Kirche anstelle der römischen Familie die Totenmemoria übernahm, fokussierte sich der Blick auf die Kernfamilie und die lebenslange Treue eines Paares, idealerweise auch über den Tod hinaus. Dies zeigt JUSSEN inhaltlich plausibel, kann aber das sonst genutzte Argument der Repräsentativität der Bildquellen hier nicht einlösen: Der Grabstein einer spätantiken Christin, die ihrem Mann auch über den Tod hinaus treu war und sich daher als ‚Turteltaube‘ bezeichnete, ist selbst ein exzeptionelles Objekt, ebenso wie der St. Galler Klosterplan. Die wichtige Frage, welche Bilder nun ‚sprechend‘ für die in Frage stehende Epoche sind, wird angerissen, bleibt aber ungelöst.

Gleiches gilt für das Problem des Epochenamens: Der Begriff des ‚Mittelalters‘ ist häufig kritisiert worden, eine überzeugende Alternative aber fehlt bisher. Dass JUSSEN sich gegen ein überkommenes Epochendesign stellt, ist gut nachvollziehbar; das Jahrtausend zwischen 500 und 1500 als ‚nachrömisch‘ zu fassen, wirft allerdings vergleichbare Abgrenzungsprobleme auf: Was ist essentiell ‚römisch‘, was demnach ‚nachrömisch‘? Zudem wird diese Bezeichnung mit dem Fokus auf die eigentlich bestimmende römische Zeit den vielfältigen Entwicklungen und Neuansätzen der darauffolgenden Jahrhunderte (die JUSSEN darstellt) kaum gerecht. Es bleibt aber eine im besten Sinn anregende Lektüre mit zahlreichen überzeugenden Neu- und Umperspektivierungen.